Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Familienverhältnisse	
1.1 Zur Blutsverwandschaft	1
1.2 Zu meinen Adoptiveltern	1
1.3 Wie ich von meinen Geschwistern erfuhr	6
2. Wohnverhältnisse	
2.1 Haltestelle Weserspitze	7
Exkurs: Vom „hortus amoenus“	10
2.2 Wilhelmshöhe	15
Und wo versteckt sich der Sucher?	16
Das ominöse Köfferchen	17
Rettet den Dachstuhl	17
Bombenalarm in der Nacht	18
Großalarm beim Bucheckernsammeln	19
Have you chewing gum or chocolate?	19
Mutprobe mit Folgen	20
Kleine Augen ganz groß	21
Eine kurze Karriere	21
Haltet den Dieb!	22
Die Sache mit der Butter	23
Vom brennenden Lagerplatz	24
In Deckung!	25

		Seite
	Schabernack in der Grundschule	26
	Wenn die heizung fehlt	27
	Füttert den Hänsel!	28
	Wenn der Hunger siegt	29
2.3	Am Fasanenhof	30
	Gerhard der Praktische	30
	Badespaß in und auf der Fulda	31
	Dosenkicken	32
	Eine Riesensauerei	33
	Vom Münchhausen, der keiner war	34
	Eine Klasse trauert	34
	Die Geister, die ich rief	35
	Purzelbäume	36
	Endlich mal sattessen	36
	Rund ums Turnen	37
	Kräftemessen im Trainingscamp	38
	Eine schockierende Begegnung	40
	Die Sache mit den Briefmarken	41
	Mein Versuch als Jungbauer	42
	Heidelbeeren Punkt Null	42
	Das mal andere Zweirad	43

Seite

2.4 In Speyer

Meine Fahrgeschäfte 44

Von fliegenden Mehlsäcken 47

Nudeln mal anders 48

Peinlich, die Erste! 48

Peinlich, die Zweite! 49

Peinlich, die Dritte! 50

2.5 Brüderliche Wahlverwandschaft 52

1. Familienverhältnisse

1.1 Zur Blutsverwandtschaft

Bis zum Jahr 1944 verfüge ich im Hinblick auf meine Kindheitsjahre kaum über eigene Erinnerungen. Vieles, was ich diesbezüglich weiß, wurde mir in späteren Jahren erzählt. Meine Schilderungen entsprechen demnach oft einer bloßen Nacherzählung dessen, was ich selbst einmal gehört habe.

Am 20. September 1939 erblickte ich das Licht der Welt. Kein günstiger Zeitpunkt, um geboren zu werden, denn die Tatsache, dass die Truppen des Dritten Reichs am 1. September 1939 in Polen einmarschiert waren, machte mich zu einem Kriegskind.

Wie ich heute weiß, bin ich der vierte von fünf Brüdern, die meine leibliche Mutter zwischen 1935 und 1943 gebar. Sie war nie verheiratet und nahm jegliches Wissen über unsere Väter mit ins Grab, sogar deren Namen. Meiner Auffassung nach, die den gegebenen Umständen entsprechend nur auf Spekulationen beruhen kann, muss es sich um verheiratete Männer gehandelt haben, die nie aktenkundig wurden, weil man keine Unterhaltsansprüche an sie stellte.

Mein ältester Bruder wurde im Juni 1935 geboren und mit dem Namen Lothar in die Welt geschickt. Ihm folgte Wolfgang, der im Januar 1937 zum ersten Mal die Welt erblickte. Im April 1938 wurde Manfred geboren und nach mir im Jahr 1943 schließlich Peter, unser Nachzügler.

Während die beiden Ältesten im Haus der Großeltern verbleiben und aufwachsen durften, war die Versorgungskapazität bei der Geburt des dritten Kindes erschöpft, weshalb Manfred und ich zu Pflegeeltern gegeben wurden. Diese nahmen uns mit guten Aussichten auf eine spätere Adoption, wie sie in meinem Fall im Verlauf der Zeit auch tatsächlich erfolgte, bei sich auf. Lediglich Peter konnte der späteren Geburt wegen zwischen Lothar und Wolfgang aufwachsen. Die Adoption entsprach wohl mehr einer Vernunft- als einer Willenstat, da die Aufgabe ihrer Kinder zum Bruch zwischen unserer Mutter und deren Eltern führte. Als Straßenbahnschaffnerin war sie offenbar in der Lage, Miete und Lebensunterhalt allein zu bestreiten, da von Zuwendungen seitens der Väter nichts bekannt ist.

***

1.2 Zu meinen Adoptiveltern

Je mehr ich heute darüber nachdenke, desto mehr erstarkt der Glaube in mir, dass meine Adoption einer einseitigen Wunscherfüllung entsprach. Da Luise über Jahre hinweg offenbar eisern an ihrem Kinderwunsch festhielt, wandte Wilhelm wohl das Übrige auf, diesen Wunsch in ihr endlich zu stillen. Dies tat er, indem er mich zunächst

als Pflegekind bei sich aufnahm und in späteren Jahren schließlich adoptierte.
Ein Kind erst einmal in Pflege zu sich zu nehmen bot den Vorteil, das Kind, sofern es sich nicht vorstellungsgemäß entwickelt, ohne größere Umstände oder gar Nachteile wieder abgeben zu können.

Wilfried mit den Pflegeeltern Luise und Wilhelm
- Weihnachten 1941 -

Meine Pflegeeltern
- 1935 -

Selbst wenn der Krieg und die ihm folgenden Jahre einer schweren Zeit entsprachen, in der es zunächst einmal darum ging, das eigene Überleben und jenes seiner Lieben zu sichern, entspricht es einer weitaus traurigen Tatsache, dass ich von meinem Adoptivvater nie in den Arm genommen oder gar geküsst wurde. Vergleicht man diesen Umstand mit den heutigen Vorstellungen von Familie, Liebe und Zu-

neigung, wirkt er umso trauriger. So stellt die herzliche Begrüßung meiner Enkelkinder, die ihren Opa trotz Vollbart stets mit einem Küsschen begrüßen und verabschieden, eine willkommene Normalität für mich dar.
Wilhelm, 1889 geboren, war diese Art zu lieben eher fremd. Vom „Wilhelminischen Geist“ beherrscht, sah er seine väterlichen Pflichten hauptsächlich darin, dem Kind Nahrung, Kleidung und ein Dach über dem Kopf zu spenden. Im Gegenzug hatte sich das Kind in die Ordnung zu fügen, das heißt, es gab keine Widerworte, erhob sich nicht gegen Autoritäten, akzeptierte, dass das Wasser den Berg hochlief, sofern Erwachsene dies behaupteten. So wurde ich im Sinne des militärischen Gehorsams erzogen, welcher der Menschheit zwei Weltkriege bescherte, die beide verloren gingen, weil man auf Sachverstand verzichtete und blinden Gehorsam leistete. Während andere Kinder abends ins Haus gerufen wurden, pfiff mich mein „Vater“, wie man dies eigentlich mehr bei Tieren handhabt, mit einer Trillerpfeife vom Spielen nach Hause. Als Kind empfand ich diese Vorgehensweise als normal, ich kannte es schließlich nicht anders. Ich hatte auch sonst nicht den Eindruck, mir würde etwas fehlen, was wahrscheinlich mitunter daran lag, dass Luise einen herzlicheren Umgang mit mir pflegte.
1896 geboren war sie die Älteste von neun Geschwistern und den Umgang mit Kindern, verglichen mit Wilhelm, daher gewöhnt. Als ihre Mutter nach der Geburt des dritten Kindes starb und der Vater eine neue Ehe einging, unterstütze sie ihre Stiefmutter, die eher märchenhaft war, in ihrer Aufgabe als Mutter.
Allein Luise durfte einen Beruf lernen, dies aber mit dem Hintergedanken, ihren Geschwistern als Schneiderin die Garderobe nähen und flicken zu können. Schließlich galt es, elf Mäuler zu stopfen und die Gelder waren stets knapp.
Auf Wilhelm traf sie im Zuge seiner vielen Reisen im Dienste eines Tuchhändlers in Mannheim. Er bereiste Schneidereien von Frankfurt bis zur elsässischen Grenze, bot ihnen Stoffe an und beriet sie. Bei einer dieser Gelegenheiten stieß er auf Luise, die er, als der jüdische Tuchhändler 1935 sein Geschäft schloss und emigrierte, mit zurück nach Kassel nahm und 1936 heiratete. Nachdem er kurzzeitig bei der Firma Henschel Arbeit gefunden hatte, wurde er von der SA eingezogen.
Seines Alters wegen setzte man ihn, zu seinem persönlich empfundenen Übel, nicht an der Front, sondern am Schreibtisch ein. Als mir einige Jahre später das Parteibuch meines Adoptivvaters in die Hände fiel, fragte ich ihn, warum er der NSDAP beigetreten sei. Er versicherte, dass er kein überzeugter Anhänger gewesen sei, jedoch keine andere Option gehabt hätte, sofern er Arbeit habe finden wollen. Hinzu kam, wie er erklärte, dass sein Ansehen durch die be-

kannte Tatsache, dass er über 20 Jahre im Dienste eines Juden tätig war, nicht eben das beste war.
So ging er, um Ärger zu vermeiden, stets zu den Parteiversammlungen, die er in der Regel unbemerkt früh verlassen konnte, da er in Kassel keinen festen Kollegen- oder gar Freundeskreis um sich hatte, dem seine Abwesenheit hätte auffallen können. Einmal, wie es der Zufall eben oft so will, fiel sie auf. Infolge standen ausgewählte Parteimitglieder am darauffolgenden Tag in unserer Wohnung und Wilhelm musste sich für sein „Vergehen" rechtfertigen. Er entschuldigte sich damit, dass der kleine Wilfried schwer an Windpocken erkrankt sei und er die Ansteckungsgefahr durch ihn als potentiellen Überträger möglichst gering halten wollte. Natürlich wollten sie mich sehen, um seine Aussage auf ihre Richtigkeit hin zu überprüfen, ließen aus Angst vor einer Ansteckung dann aber doch von ihrem Vorhaben ab.
Dieser Tag wird mir wohl immer im Gedächtnis bleiben. Zum einen, weil ich vom Schlafzimmer aus alles mithören konnte, und zum anderen, weil es dem ersten und letzten Mal entsprach, da ich meinen Adoptivvater der Lüge entlarvte. Konsequenzen erlitten wir ungewollter Weise beide. Wilhelms An- und Abwesenheit bei den Versammlungen wurde von diesem Zeitpunkt an genau überwacht und ich konnte aus Angst, der Lüge überführt und gestraft zu werden, drei Tage nicht zum Spielen auf die Straße.
Aus heutiger Perspektive neigt man schnell dazu, Menschen, die der NSDAP trotz mangelnder Überzeugung beigetreten sind, als schwach und unmenschlich zu bezeichnen, sprich, sie mit jenen über einen Kamm zu scheren, die mit Inbrunst ihrer Ideologie folgten.
Vorfälle, wie etwa dieser, oder das Wissen darüber, dass der Parteibeitritt vor größerem Hunger schützte, bewahren mich stets davor. Auch wenn die Lebensmittelmarken oft nicht vollständig eingetauscht werden konnten, weil das Nahrungsangebot begrenzt war, durften sich die Parteimitglieder, verglichen mit der übrigen Bevölkerung, über weitaus luxuriösere Lebensmittel, wie die mir in Erinnerung gebliebene salzige Sardellenpaste, freuen.
Ein Aluminiummilchkännchen, das aus nostalgischen Gründen meinen Haushalt ziert, erinnert mich immer wieder daran, wie ich als junger „Hüpfer" die Molke nach Hause trug, die, sofern es nicht gerade an anderen Lebensmitteln oder Brennholz mangelte, so vielseitig eingesetzt wurde.
Wenn ich im Nachhinein an die Konsequenzen der nüchternen Erziehung meiner Adoptiveltern denke, bin ich davon überzeugt, dass eine in dem Scheitern einiger meiner vergangenen Beziehungen begründet liegt. Wenn zur Sympathie die innere Tiefe fehlt, kann eine Beziehung schwerlich Wurzeln schlagen.
Umso glücklicher macht es mich, eine Frau gefunden zu haben, die

mit Verstand, Geduld und Herzenswärme Horizonte um mich herum öffnete, die ich selbst nie zu sehen vermochte.

***

1.3 Wie ich von meinen Geschwistern erfuhr

Wer, wie ich, jahrelang glaubte, ein Einzelkind zu sein und dann eines Besseren belehrt wurde, wird verstehen, welche Art von Überraschung ich mit 64 Jahren erlebte.
Am 15. September 2003 erreichte mich ein amtliches Schreiben meiner Geburtsstadt Kassel, in dem ich dazu aufgefordert wurde, eine vorgegebene Telefonnummer zu wählen. Was hatte das zu bedeuten? Wer hegte 50 Jahre nach meinem Wegzug Interesse an mir? Eines geplanten Klassentreffens wegen wäre mit Sicherheit kein amtlicher Brief gekommen. Das stand fest. Nach zweitägigem Grübeln nahm ich schließlich den Telefonhörer zur Hand und wählte die besagte Nummer. Am anderen Ende der Leitung meldete sich eine äußerst freundliche Dame zu Wort und erklärte mir, dass neulich ein Herr vorgesprochen und vorgegeben habe, mein Bruder zu sein. Er hätte gerne meine Adresse, um mit mir in Kontakt treten zu können. Aus Datenschutzgründen wolle sie diese jedoch nur herausgeben, wenn ich damit einverstanden wäre. Ich bat um etwas Bedenkzeit und versicherte, am nächsten Tag noch einmal anzurufen.
Das Rätseln ging erneut los. Seit wann hatte ich einen Bruder? Was wollte dieser von mir? Dass ich ein Adoptivkind war, wusste ich, von Geschwistern war mir jedoch nichts bekannt. Wollte man vielleicht, dass ich mich an den Bestattungskosten meiner leiblichen Mutter beteilige, sofern diese gestorben war? Oder galt es, ein Erbe anzutreten? Die Spekulationen nahmen kein Ende. Ich malte mir die abstrusesten Gedanken aus.
Wie versprochen, rief ich am nächsten Tag noch einmal bei der Dame vom EMA an und gestattete ihr, meine E-Mail-Adresse herauszugeben. Von diesem Moment an lebten meine Frau und ich in gespannter Erwartung. Schon am 30. September meldete sich mein Postfach. Ich öffnete eine sehr lange Mail von Manfred, meinem älteren Bruder. Denn ich hatte, wie bereits erwähnt, nicht nur einen, sondern gleich vier Brüder.
Ich antwortete Manfred schon am nächsten Tag und zwar ebenfalls sehr ausführlich. Wie war es möglich, dass die vier von meiner Existenz, ich jedoch nichts von der ihrigen wusste? Da das viele Rätseln kaum aufschlussreich war und der E-Mail-Verkehr auf Dauer zu aufwändig gewesen wäre, einigten wir uns schnell auf ein persönliches Treffen.
So kam es, dass sich zwei Personen aus Kassel und fünf Personen aus der Pfalz auf halbem Weg zu einem „Blinddate“ verabredeten. Der

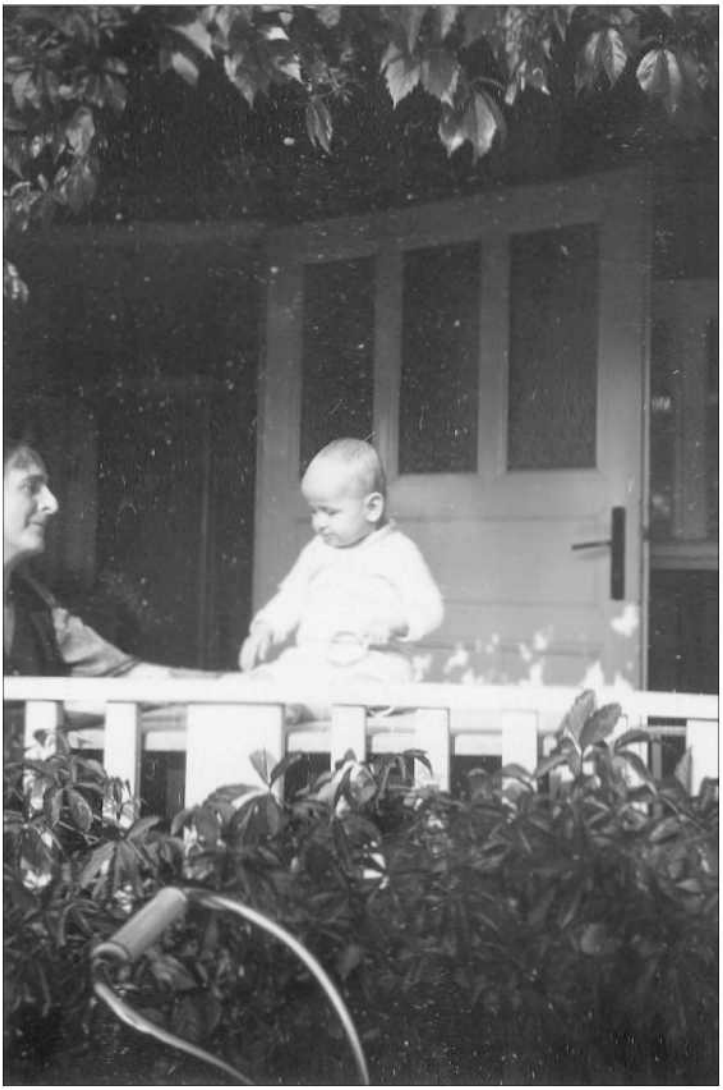
genaue Treffpunkt fiel auf ein Kurhaus in der Nähe von Frankfurt am Main. Dort angekommen sprachen wir diverse Pärchen an, aber keines davon enttarnte sich als das Ehepaar, das wir suchten. Die Hoffnung schon fast aufgegeben, kam plötzlich ein Mann auf uns zu und ohne ihn zuvor schon einmal gesehen zu haben, wusste ich, dass es sich um Manfred handelte. Er hatte sich zum Zwecke eines effektiveren Suchens von seiner Frau getrennt und streifte alleine umher, weshalb wir ihn auf der Suche nach einem Pärchen nicht wahrnahmen.
Manfred erklärte, dass er uns am Dialekt erkannt hatte und wir wechselten einige erste Worte, ehe seine Frau, Christine, schließlich zu uns stieß. Wir ließen uns in einem nahegelegenen Café nieder und erzählten, als hätten wir uns schon immer gekannt. Die Atmosphäre war von Beginn an eine ungewöhnlich vertraute und leichte.
Den Erzählungen meines Bruders zufolge hatte die Frau, die sich meine leibliche Mutter nennt, zwischen 1935 und 1943 fünf Jungen geboren. 1947 sei noch ein Mädchen gekommen, das jedoch binnen vierzehn Tagen im Brutkasten verstorben sei. Die Ausstattung der Krankenhäuser entsprach zur damaligen Zeit lange nicht der der Krankenhäuser von heute.
Der nur allzu schöne und aufschlussreiche Abend endete mit dem beidseitigen Versprechen, noch im Jahr 2003 ein Treffen mit den übrigen Brüdern zu organisieren. Da der älteste Bruder in Kalifornien lebt, nahm er leider nicht an unserem Treffen teil. Dieses wurde von Manfred geschickt eingefädelt. Er lud die beiden anderen Brüder aus Kassel zu einem spanischen Abend ein und beauftragte mich, gegen 19:00 Uhr zur allgemeinen Überraschung bei ihm anzurufen. Der Plan ging auf. Mein Anruf schlug ein und erhellte die Gemüter. Der Entschluss, sich zu treffen, war in kürzester Zeit gefasst.
Wir luden die Familien vom 16. bis 18. Dezember zu uns nach Speyer ein, wo wir eine Pfalzrundfahrt und einen Stadtbummel unternahmen, den Dom und den Weihnachtsmarkt besuchten. Die Zeit ging viel zu schnell vorbei. Nie wollte ich sie missen. Ein Psychologe würde unser Verhältnis wahrscheinlich als eine Seelenverwandtschaft beschreiben. Natürlich wurden Gegeneinladungen ausgesprochen, aber bekannter Weise gibt es ja immer irgendetwas, was uns daran hindert, diesen zu folgen.

***

2. Wohnverhältnisse

2.1 Haltestelle Weserspitze

Im nordhessischen Kassel, meiner Geburtsstadt, verbrachte ich die ersten vierzehn Jahre meines Lebens und wäre wahrscheinlich auch



Luise und ihr ganzer Stolz

dort geblieben, wenn diverse Umstände dem nicht entgegengewirkt hätten.
Im Hinblick auf das Haus in der Weserstraße, in dem ich bis zu dessen Bombardierung im Jahr 1944 lebte, verfüge ich über keine eigenen Erinnerungen. Wie ich heute weiß, erstreckte es sich über drei Stockwerke und lag nur etwa 500 Meter Luftlinie von meinem „Elternhaus“ entfernt. Im Erdgeschoss befand sich ein Farbgeschäft, wo-